Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 36. Bromberg, den 2. Mai 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

„Herr Doktor wollen aufstehen?"

„Natürlich."

„Da möchte ich doch vorher den Herrn Chefarzt verständigen."

Mit diesen Worten verließ Hito das Zimmer. Wieser blickte ihm erstaunt nach. Was wollte der Mann? Den Chefarzt verständigen? Ja, was ging denn das den Dr. Yoghushiwa an, ob er, Wieser, aufstehen wollte?

Nun trat der japanische Arzt ein. „Einen schönen Schrecken haben Sie uns eingejagt, Kollege! Also, Sie fühlen sich schon wohler? Das ist gescheit. Aber von Aufstehen ist ja doch noch keine Rede."

„Warum denn nicht? Ich muß doch arbeiten."

„Sobald Sie wieder gesund sind."

„Bin ich denn krank?"

„Schauen Sie doch mal Ihre linke Hand an!"

Wieser hob den linken Arm und wunderte sich, daß ihn diese Bewegung soviel Kraftaufwand koste. Jetzt sah er den Verband, der den Daumen und die Spitzen der nächsten drei Finger frei ließ. Die Hand fiel auf die Decke zurück und ....

„Nachdem ich alles vorbereitet", erzählte ihm sein japanischer Kollege, „ging ich Ihnen in Ihr Zimmer nach. Sie lagen bewußtlos am Boden. Anfangs dachte ich, auch Sie wären dieser Klippenpest erlegen. Dann sah ich, daß Sie atmeten, aber sehr blaß waren. Der Notverband, den ich Ihnen angelegt, war ein blutgetränkter Klumpen. Die Hand lag in einer Blutlache. Ich habe das Ganze chirurgisch versorgt, zwei spritzende Gefäße unterbunden und die Wunde vernäht. Haben Sie Schmerzen in der Hand?"

„Nein!"

„Nun, dann haben wir ja Aussicht, daß die Sache glatt verheilt. Aber um aufzustehen, glaube ich, sind Sie noch zu schwach."

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Kollege, für das, was Sie für mich getan. Was soll aber aus unserer Arbeit werden?"

„Die muß eben warten, bis Sie wieder so weit sind. Ich brenne ja selbst darauf, weiter zu forschen. Aber ich sehe, es geht nicht."

„Wie? Sie wollen warten bis ich ...? Aber das verlange ich ja gar nicht, Kollege."

„Ich muß warten. Allein kann ich das ja nicht bewältigen. Was soll denn werden, wer soll helfen, wenn mir etwas Ähnliches passiert wie Ihnen?"

Eine Weile herrschte Schweigen im Zimmer, dann sagte Wieser plötzlich: „Schade um die kostbare Zeit, die wir durch meine Unvorsichtigkeit verlieren. Wissen möchte ich nur, ob es absolut notwendig war, daß ich meinen Finger opferte."

„Es war eine heldenhafte Tat," erklärte der japanische Arzt. „Aber sie war absolut notwendig. Nicht nur Ihr, sondern auch mein, unser aller Leben haben Sie gerettet."

„Wieso wissen Sie das?"

„Ich habe Ihren Finger in Xylolalkohol gehärtet, den Knochen entkalkt, das Ganze eingebettet, im Mikrotom in Serienschnitte zerlegt und gefärbt. Ich werde Ihnen, sobald Sie auf sind, die Präparate zeigen. Sie sind sehr lehrreich. Die Epidermis erscheint auch unter dem Mikroskop unverletzt. Die Krankheitserreger sitzen zu Hunderten im subkutanen Zellgewebe und in den Kapilaren desselben. An einer Stelle sind sie bereits bis zu einer kleinen Vene vorgedrungen."

„Sie hatten Zeit zu härten und zu färben? Ja, wie lange liege ich denn da schon?"

„Vier Tage."

„Da muß ich ja wahnsinnig viel Blut verloren haben."

„Das haben Sie. Jedenfalls haben Sie Ihren Finger im allerletzten Augenblick geopfert. Denn wäre auch nur ein Erreger in den freien Kreislauf gelangt, Sie hätten nicht mehr gerettet werden können. Und die mikroskopischen Präparate zeigen, wie nahe Sie daran waren. Jetzt müssen Sie aber eine Schale Milch trinken und schlafen."

Wieser nahm gehorsam die Milchschale, dann fielen ihm die Augen wieder zu ....

Ein Geräusch weckte ihn. Es war Abend; an der Wand leuchtete eine grünverhängte elektrische Birne. An seinem Bette stand der japanische Arzt neben dem Kommandanten.

„Liegen bleiben!" sagte der Kollege. „Jetzt ist nicht die Zeit, sich zu Höflichkeiten zu zwingen. Wie fühlen Sie sich?"

„Danke. Ausgezeichnet. Nicht mehr so schläfrig wie vorhin. Allerdings noch etwas müde."

Dr. Yoghushiwa faßte die rechte Hand des Leidenden. „Ihr Puls wird von Stunde zu Stunde kräftiger. Dreißig Minuten dürfen Sie jetzt wach bleiben. Hito, bringen Sie das Nachtmahl des Herrn Doktor!"

„Herr Doktor," sagte der Oberstleutnant, „gestatten Sie mir, daß ich nicht nur für meine Person und für die gesamte Garnison, sondern auch für meine Regierung, die ich hier vertrete, Ihnen den Ausdruck der höchsten Bewunderung für Ihren echten Yomato-Tamashit (japanischer Heldenmut) zolle. Unser erhabener Kaiser, dem ich Ihr heldenhaftes Verhalten meldete, hat befohlen, Sie in die Ritterkaste aufzunehmen. Es ist das die höchste Auszeichnung, die Ihnen erteilt werden kann, Sie sind unser Bruder geworden."

„Melden Sie," antwortete der Arzt, „daß ich mich der hohen Ehre unwürdig fühle, die Ihr erhabener Monarch mir zugedacht. Ich habe nichts getan, was nicht jeder Arzt an meiner Stelle getan hätte."

„Sie sind ebenso tapfer wie bescheiden," erklärte der Kommandant. „Sie brauchen sich den Bushido (Ehrenkodex der Ritterkaste) nicht erst einzuprägen, er lebt in Ihrer Seele. Dieser Vorfall lehrt mich wieder, daß die wahre Tapferkeit nicht in der Spitze des Schwertes lebt, daß unsere Ärzte, zu denen nun auch Sie gehören, duldend und stumm ungezählte Heldentaten vollbringen, die kein Lied, keine Geschichte der Nachwelt überliefert. Es ist schade darum."

„Wissen Sie," unterbrach Yoghushiwa lachend den dithyrambischen Austausch der Höflichkeiten, „daß unser Kommandant am kritischen Tage bereits daran war, unser Laboratorium zu vermauern?"

„Natürlich," sagte dieser, „keiner der beiden Herren erschien bei der Mahlzeit."

„Ich komme in meinem Bazillenpanzer aus Ihrem Zimmer und will ins Laboratorium, um mich umzukleiden. Vor der Türe steht der Herr Oberstleutnant und überwacht die Arbeit. Sechs Reihen Ziegel hatten sie bereits gelegt und mit Mörtel verbunden."

„Wir waren sehr beunruhigt," erklärte der Kommandant, „weil Sie nicht die Stunde der Mahlzeit einhielten. Ich schickte den Leutnant Ando, Sie zu holen, schärfte ihm aber vorsichtshalber ein, das Laboratorium nicht zu betreten.

sondern nur an die Türe zu pochen und die Herren zu rufen. Der Herr Leutnant meldete, es rühre sich nichts im Laboratorium, er habe keine Antwort erhalten. Nun erteilte ich Befehl, alles zur Vermauerung des Gemaches herzurichten. Als die Meldung kam, daß alles bereit sei, gingen wir hin. Auch ich pochte und rief. Ich kann Sie versichern, daß mich schon die Meldung meines Leutnants sehr erschütterte. Als auch jetzt aus dem Innern des Gemaches kein Lebenszeichen kam, gab ich den Befehl, die Arbeit zu beginnen."

Dr. Yoghushiwa lächelte fein. „Ein echter Held, und tapferer Krieger, Herr Kollege, läßt sich grundsätzlich durch noch so heftige Gemütserschütterungen den Appetit nicht rauben. Es liegt dies nicht nur in der Natur der Helden im allgemeinen begründet, es ist auch Vorschrift in unserem Gefechtsreglement."

„Gewiß," sagte Wieser und langte nach dem Tablett, das ihm Hito aufs Bettischchen gestellt hatte, „ich sehe ein, wie weise der Verfasser Ihres Gefechtsreglements war."

„Sie meinte ich diesmal nicht," entgegnete der japanische Kollege. „Sie kennen ja unsere Vorschriften nicht. Wohl aber unsere tapferen Offiziere, der Herr Oberstleutnant an der Spitze. Die haben damals nicht bloß ihre sechs Portionen, sondern auch unsere beiden aufgezehrt. Trotz ihrer Gemütsbewegung. Ich mußte mir eine ganz frische Mahlzeit bereiten lassen."

Am nächsten Tage entfernte Dr. Yoghushiwa die Nähte. Die Wunde war glatt verheilt. Der Leidende wurde auf mehrere Stunden im Krankenwagen ins Freie gebracht. Als er aber den Versuch machte, sich zu erheben und einige Schritte zu gehen, versagten ihm die Füße den Dienst. Seufzend ließ er sich wieder in sein Zimmer führen.

Ein jedem Arzt hochwillkommenes Zeichen der Gesundung ist es, wenn der Kranke sich über Langeweile beklagt. Gerade zur rechten Zeit für Wieser kam der fällige Postdampfer aus Tokio. Nun konnte er von seinem Krankensessel, der außerhalb der Mauer aufgestellt war, die Früchte der erzieherischen Tätigkeit des Kommandanten würdigen. Das Ausladen der mitgebrachten Vorräte und Sprengmittel erfolgte mit staunenswerter Raschheit. Noch rascher waren sie in den Höhlen geborgen. War doch schon längst für jedes Stück der Platz vorausbestimmt, die Einlagerung jedes Gegenstandes erwartet und geübt worden.

Ihm brachte der Postdampfer einen Brief seiner Frau:

„Lieber Fritz!

Den Posten, welchen Dir der Geheimrat zugesagt, hat Herr Dr. Mosner bekommen. Schade darum! Das und der Gedanke, Dich ferne zu wissen, hat mich sehr mitgenommen. Und so ist der Hauptgrund, der Dich in die Fremde trieb, weggefallen."

Wieser ließ die Hand mit dem Briefe sinken. Arme Hertha! Er hatte sich das so schön ausgemalt. Wenn er heimkam, hätte er seine Frau als Mutter gefunden. Kam er nicht zurück, dann fand sie Trost und Ersatz im Kinde. Denn sie gehörte zu den Frauen, die ihrer Natur nach Mutter sind, denen der Mann nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke ist.

Der Rest des Briefes, es waren vier eng beschriebene Seiten, enthielt unwesentliche Mitteilungen über Verwandte und einen Bericht über eine Theatervorstellung, in der eine Schulfreundin Herthas, die Schauspielerin geworden, eine Rolle gespielt. Wenn sich seine Frau schon für solche Dinge interessierte und sie als mitteilenswert erachtete, mußte sie körperlich und von seiten des Gemüts das unerfreuliche Familienereignis schon verwunden haben.

Im Postskriptum erzählte sie ihm, daß sie in den nächsten Tagen zu ihrer Mutter zurückkehren werde, wo sie die Rückkunft ihres Mannes abwarten wolle.

Der Brief war eine Woche nach Wiesers Abreise geschrieben. Zwar hatte er vier Tage in Genua verloren, wo er auf die Abfahrt des „Francis Drake" gewartet hatte; aber der Brief war über Japan gegangen; daß er schon hier war, war geradezu ein Wunder.

Nun betrachtete er den Briefumschlag. Hertha hatte nach seiner Weisung den Brief in zwei Umschlägen geborgen. Der äußere war an den japanischen Geschäftsträger in Berlin gerichtet, der zweite, den er in die Hand bekommen, trug die Aufschrift: Herrn Dr. Fritz Wieser, Japan. Keine Freimarke, sondern nur einen japanischen Stempelaufdruck. Offenbar war das Schreiben durch Regierungskurier zusammen mit der diplomatischen Post von Deutschland nach Japan geschickt worden.

Auf seinem Zimmer untersuchte er den Umschlag näher. Hatte er ihn beim Empfang nur auf einer Seite mit dem Taschenmesser aufgeschlitzt, jetzt öffnete er noch zwei Seiten und blickte den festgeklebten Rücken genauer an. Erst mit freiem Auge, dann mit der Lupe. Längs der Klebestelle, die den Brief verschloß, verlief parallel, vielleicht einen Millimeter davon, eine feine Linie. Der Brief war geöffnet worden. Nun kommt es ja oft genug vor, daß der Klebestoff bei Briefumschlägen schlecht ist, nicht gehörige Klebekraft hat, oder, weil er zu stark eingetrocknet ist, nicht gleich beim ersten Versuch den Brief in zufriedenstellender Weise schließt. Dann befeuchtet der Absender eben noch einmal, und es bleibt eine Spur zurück, die der mißtrauische Empfänger als Beweis wertet, daß der Brief von unbefugter Hand geöffnet worden ist. Schließlich schützt auch ein Siegel nicht; denn auch ein Siegel ließe sich mit Wasserdampf, mit heißem Messer oder entsprechender chemischer Behandlung entfernen und dann wieder anbringen.

Da das Schiff am nächsten Tage wieder abging, verfaßte Wieser sofort eine Antwort. Er schrieb seiner Frau, sie möge sich darüber nicht beunruhigen, wenn sie nur spärliche oder seltene Nachrichten von ihm erhalte. Seine Aufgabe, die wissenschaftlich von höchstem Interesse sei, habe ihn in eine Gegend des großen japanischen Inselreiches geführt, wo noch keine tägliche oder wöchentliche Postverbindung eingerichtet sei; ihm gehe es sehr gut. Er werde von den Japanern nicht als Fremder, sondern als Freund und Bruder behandelt. Obwohl seine Aufgabe noch nicht gelöst sei, habe ihn der Kaiser mit dem japanischen Adel ausgezeichnet; wenn sie wolle, könne sie sich Karten mit dem Prädikat „Kaiserlich japanische Reichsritterin" drucken lassen. Dabei sei er der Überzeugung, die japanischen Kollegen hätten auch ohne seine Beihilfe die Rätsel lösen können, zu deren Entwirrung sie ihn gerufen; der Kollege, mit dem er zusammen arbeite, und den er von Berlin aus kenne, sei ein sehr fähiger und tüchtiger Arbeiter; er hätte sich keinen besseren wünschen können.

Über die Nachrichten, die sie ihm mitgeteilt, sei er nicht gerade sehr erfreut; doch hoffe er, sie bei seiner Rückkehr im besten Wohlsein zu treffen und hege mit Zuversicht die Erwartung, es werde noch alles gut werden.

Den Brief schrieb er mit der Tinte, die ihm auf seinen Wunsch vom Kommandanten geschickt worden war. Die beiden von Frau Lagrange erhaltenen Tintenfläschchen ließ er wohlverschlossen im Koffer stehen.

Mochten die Japaner seine Briefe lesen! Er hatte seiner Frau wirklich nichts mitzuteilen, und wenn die „lieben, kleinen Japs" glaubten, er fühle sich bei ihnen behaglich, bewundere, achte, liebe und schätze sie, was verschlug das?

An Arbeit war auch in den nächsten Tagen nicht zu denken. Noch war er zu schwach dazu. Da bemerkte er in seinem Zimmer ein Paket japanischer Zeitungen, die seinem Diener Hito gehörten. Sie waren illustriert, teilweise in der infamen europäischen Manier, wie sie die billigsten Blätter Lesern von geringer Intelligenz vorzusetzen pflegten, teilweise mit dem raffinierten Kunstverständnis, das sich in vielen chinesischen und japanischen Zeitungen findet, die mit wenigen Strichen das Charakteristische einer Person, eines Dinges finden. Und in der eigenen ostasiatischen Manier, die alles in krummen Linien bringt, keine Kanten und Ecken zu kennen scheint und in ihrer Übertreibung der Kurve ebenso Karrikatur ist, wie jede Übertreibung des Wesentlichen und Charakteristischen.

Wieser, der ein vorzüglicher Zeichner war, erbat sich Papier und Bleistift. Er las die Zeitungen vom ersten bis zum letzten Buchstaben durch und ahmte die charakteristischen Zeichnungen nach. Er mußte einige durchpausen, bis er auf das Wesen der Zeichnungsart gekommen war. Immerhin ein gutes Mittel gegen Langeweile. Der Kommandant, dem er die Blätter zeigte, äußerte geringschätzig, so zeichneten die Kinder in Japan.

Endlich war Wieser so weit, wieder an Arbeit denken zu können. Jetzt ging es an die Tierversuche. Erst wurden unter unendlichen Vorsichtsmaßregeln einige Kaltblüter infiziert. Denen schadete der Makrokokkus Japonikus, wie sie ihren Krankheitserreger nannten, gar nicht, während jeder Warmblüter in kurzer Zeit von ihm getötet wurde. Getötet durch die Blausäureausscheidung, wie sie einwandfrei feststellten.

Diesen Versuchen fielen Hekatomben von Tieren zum Opfer.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher der Tod der Infektion folgte, konnte an eine Heilung der einmal erworbenen Krankheit nicht gedacht werden. Die Aufgabe, die sie sich stellten, war, die Infektion zu verhüten und dort, wo sie nicht verhütet werden konnte, unschädlich zu machen.

Die Ergebnisse der modernen bakteriologischen Forschung zeigen zwei Wege, auf welchen man sich diesem Ziele nähern, es vielleicht erreichen kann. Erstens die Einspritzung nicht vermehrungsfähigen, toten Bazillenmaterials in den Körper. Man nimmt an, daß der Körper auf die Zufuhr dieses artfremden Stoffes, dieses Giftes, mit der Bildung von Gegenstoffen antwortet, welche das fremde Material unschädlich machen. Mehr als das. Sie hemmen die Entwicklung lebender Bazillen, die zufällig in den Körper kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Frühlingstag.

Tagebuchblätter von Thaddäus Dlugoszowski.

Geschrieben im Pavillon X der Warschauer Zitadelle am 25. April 1913.

Ein herrlicher Tag ... Frühmorgens war meine Zelle voll Sonne ... Eine laut zwitschernde Sperlingsschar hat sich auf dem Hof niedergelassen: sie jagen sich, zausen sich herum und picken die ausgestreuten Semmel- und Brotkrumen auf.

Die hat ihnen Prystor [1]) auf dem Spaziergang hingestreut, diese Leckerbissen, mit denen er stets seine Taschen vor dem Verlassen der Zelle vollstopft. Die Vögel lieben ihn. Sobald sie seinen roten Bart von weitem erblicken, umflattern sie Prystor von allen Seiten, raufen sich, lärmen und fangen in der Luft die Kügelchen auf, die ihnen „der gute Alte“ dreht und damit der Spaß lebhaft ist, nach allen Seiten wirft. Einige Spatzen kennen ihren „Brotgeber“ so gut, daß, als Prystor nach dem Gericht fuhr, die Gefängnisvögelschar ihm über den ganzen Hof nachflog bis zum „schwarzen Wagen“.

... Durch vergitterte Fenster sieht man den Frühling, verdammte Geschichte! ....

... In der Festung spielt irgendwo Musik ... Mehrere Orchester schmettern abwechselnd Märsche, Hymnen, Galoppe ... Die Truppen rufen „Hurrah!“ Und alles das dringt zu mir hinein durch ein kleines vergittertes Fenster...

Heute ist das dreihundertjährige Regierungsjubiläum der Romanows. Die Bande hat einen schönen Tag und wird sich gewiß aus diesem Anlaß schöne Horoskope stellen...

Mir kommt der Gedanke: Der russische Zar herrscht über 180 Millionen sehr verschiedenartiger Menschen ... und wieviel Weise können sich selbst nicht beherrschen?

Ei! — Amüsante Gedanken ... Auch die Herrschaft der Zaren wird ein Ende nehmen ... und dazu nicht ohne Blutvergießen. Aber heute herrscht der Zar noch über Rußland und über dich, Polen, meine zerrissene Heimat, und dafür singst du ihm, ebenso wie die Popen, ein erzwungenes „Te Deum ....“ In den polnischen Kirchen lobpreist man den rechtgläubigen (orthodoxen) Zaren auf lateinisch. Es ist vielleicht besser so, denn es ist weniger verständlich ...

... Eine lebensmüde Krähe hat sich direkt vor meinem Fenster auf einen Ast gesetzt und krächzt: „Krahkrrrah!“ — als sollte sie schon Federn zu Kissen liefern ... Die Krähen wittern das Aas und besuchen den Pavillon X auffallend oft ... Sie setzen sich auf die alten Birnbäume auf dem Gefängnishof, auf die Bäume, die sich noch des Großherzogtums Warschau erinnern [2]) — und krächzen wir zaristische Mietlinge ...

Die da — hat eine gute Witterung. Heute nacht soll mein Nachbar in Zelle 83 gehängt werden. So hat er mir durch Klopfen mitgeteilt. Man brachte ihn gestern in zwölf Pfund schweren Eisen. Ich sah ihn auf dem Hof gehen, bleich, mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken, mit breitgespreizten Beinen. Er ist kein Politischer. Wahrscheinlich hat er mehrere Leute umgebracht — und schließlich ist er ins Gefängnis gekommen, um selbst zu sterben. Er wird gehängt werden ... Jegorka, der Henker, verdient seine 50 Rubel an diesem starken Halse und verkauft dann noch ein Stückchen des Galgenstricks den Weibern als glückbringend ...

Seitdem nicht mehr jede Nacht jemand gehängt wird, hat sich Jegorkas Verdienst erheblich verringert. Das Galgenbudget ist klein geworden. Für Okrzeja und für Mirecki hat Jegorka wohl nur 15 Rubel bekommen, aber dafür gab es jede Nacht Arbeit. Herr Skalon [3]) hat ja doch 655 Todesurteile unterzeichnet... Das waren gute Zeiten für Jegorka, der jede Nacht, die Gott werden ließ, zu arbeiten hatte und am Tage nach russischer Art einen hinter die Binde goß ... Jegorka hatte Übung im Erdrosseln. Der Feldscher aus dem Spital hat mir davon erzählt. Er war mal bei einer Hinrichtung zugegen. Er erzählte, wie Jegorka den eingeseiften Strick um den Hals legt, wie er den Sack über den Kopf zieht und wie geschickt er die Bank unter den Füßen wegstößt. Eins, zwei, drei — und fertig: schon hängt er ... Dreht sich einmal, zweimal hin und her, streckt die Beine und die zusammengebundenen Hände aus, macht dann eine heftige zuckende Bewegung — und streckt sich ruhig aus und wird starr und steif. Der Arzt stellt fest, daß das Herz „in Ordnung“ ist; der Geistliche, daß die Seele „sich zu Gott emporgeschwungen“ hat und der Staatsanwalt, daß die Gerechtigkeit ganz satt ist.

Und dann — eine Grube und ungelöschter Kalk ... Und aus ist's. Es ist ja auch eine ganz einfache Geschichte ....

Der arme Montwill rief, ehe ihm Jegorka den Strick um die schwindsüchtige Kehle warf: „Es lebe die Revolution und das unabhängige Polen!“ Die nächtlichen Schergen nahmen das mit Verachtung auf. Und dann stand in den Boulevardblättern: „Wir haben nun einen Banditen weniger“, und man betete für das Wohlergehen des Kaiserhauses. ...

Jetzt hat man Jegorka das „Halsgeld“ erhöhen müssen, denn er drohte wie ein waschechter Proletarier, der sich benachteiligt fühlt, zu streiken.

... Es ist ein heller, warmer, schöner Tag ... Mir ist halb traurig, halb lustig zu Mut ... Wieviel Wünsche, wieviel Gedanken fliegen in die Welt hinaus aus diesem finstern Hause, aus diesen 67 zugeriegelten, vergitterten Zellen, aus diesem polnischen Mausoleum, dem Grabe lebendig Begrabener.

Die Sonne schaut zu mir hinein .... Ihre Strahlen wandern über den Fußboden, über die Wand — und dann geht sie ihres Weges weiter ... Mir fallen Verse von Słoński ein, in denen es heißt, in der Nebenzelle seufzten Vettern, die Frühlingssonne blicke durchs Gitter und ihre Strahlen riefen einem zu: häng dich auf, Bruder, häng dich auf, Bruder. Aber niemand im Gefängnis hängt sich auf, denn es ist ja nichts da; sogar die Hosenträger hat man uns weggenommen. ...

... Heute ist die dritte Fliege zu mir gekommen. Bisher hatte ich zwei. Nachts sitzen sie immer auf ein und derselben Stelle ... und summen vorher „Gute Nacht“ ...

... Ich habe die beiden oberen Gitterfenster geöffnet, damit der Frühling hereinkommt. Der Wind, ein lindes Lüftchen, bringt aus der Ferne den Hauch der Felder, den Duft der von der Sonne befruchteten Erde ... Willkommen, Lenz! Sei mir gegrüßt mit deinen bunten Farben, deinem Rauschen, deinen Klängen, deinen Blüten und deinem Grün, du freie Jahreszeit, Zeit der Auferstehung... Freier Frühling! ... Wieviel Wünsche werden über die Erde zittern ... In wieviel Herzen wird Verlangen aufflammen und erlöschen ... Wieviel Wonneschauer wird es geben, wie werden die schäumenden Wasser aufgeregt rauschen, welche Feuerbrände werden das Blut der Menschen erhitzen, wie werden sich die jungen Triebe rasend regen ...

Jugend ist im Frühling. Und in solcher Zeit sterben soviele traurige Menschen, deren kaum geöffnete Lippen blaß und blutleer sind, deren Brust eingefallen ist und deren Augen zum Frühling und zur Sonne beten ... Sterbende Freunde! — speit auf den Frühling mit dem Herzblut eurer Träume und Lungen ...

... Gestern wurde Genosse L. ins Krankenhaus gebracht. Er hustete fürchterlich und spie und spie, daß die Gendarmen es nicht ruhig mit ansehen konnten ...

Polnischer Frühling, die Sterbenden grüßen dich. Sie singen dir Hosianna aus den Tiefen der Erde, aus den Verließen, wo das Blut leuchtet, die Augen fieberhaft brennen und die Sonne nicht hinkommt ... Sie grüßen dich, indem sie mit den Händen nach dem Gitter fassen, dorthin, woher ein sonniger goldener Vogel hereinflattert, mit den Flügeln früh und abends daran schlägt und es in Purpurgluten taucht, die wie der Schimmer eines Verbrechens sind, das irgendwo im Weltall im Entstehen ist ...

Fort mit der Trauer — genug dieser schwächlichen Anwandlung ... Man muß an etwas Lebensfrohes, Heiteres denken.

... Vor kurzem schrieb mir mein Nachbar P.: „Es verdrießt einen fürchterlich, die liebe Sonne durchs Gitter zu sehen ... Mit mir ist das noch nicht so schlimm, ich bin schon über fünfzig, aber Ihnen muß das Blut kochen, nicht wahr? —“

Ich erwiderte ihm: „Sie haben recht. Ich schwöre, daß ich es vorziehen würde, hier mit 65 ehrbaren Jahren zu sitzen, als jetzt, wo ich noch keine 22 Jahre alt bin ...“

Und darauf antwortet er mir wieder:

„Wir wollen unsere Lebensjahre tauschen! Einverstanden? Top!“

So schreiben wir uns.

*

Gestern war Besuchstag. Polnische Mütter, Schwestern, Frauen und Liebste kamen mit Körbchen zum Gefängnis, mit Geschenken, mit Äpfeln und Naschwerk, um ihren Gefangenen die Zeit zu versüßen. Welch ein lieber Beweis des Gedenkens ... Ich wurde gerade nach dem Gericht gebracht, als ein ganzer Haufen von Frauen vor dem Tor des Gefängnisses stand. Sie nickten mir zu und schwenkten dann die Taschentücher, obwohl ich niemand kannte.

---

[1]) Alexander Prystor, jetzt polnischer Hauptmann, 1920 und 1921 Adjutant des Generals Żeligowski in Wilna, saß 1913 in der Warschauer Zitadelle im Pavillon X, dem Gefängnis für politische Verbrecher. Er wurde damals zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

[2]) Die Zitadelle wurde 1832—35 auf Kosten der Stadt Warschau als Strafe für den Aufstand von 1830 erbaut.

[3]) Generalgouverneur von Warschau.

... Beim Gefängnischef spielt ein Grammophon. Der Chef unterhält sich ... Ein junger, feister Gendarmenoberst. Er schwimmt wie ein Fladen in der polnischen Butter. Hat freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung, eine Frau, Kinder, Dienstboten und ein Grammophon dafür, daß er ein getreuer Gendarm ist und auf uns gut aufpaßt ...

... Soeben hat mich der Herr Staatsanwalt besucht. Er fragte mich, ob ich Bitten oder Klagen hätte. Der Staatsanwalt sieht ganz wie ein Mops aus und hat ekelhafte Zähne. Dies ist ein ganz besonderer Hund. Man hat den Eindruck, daß er stark beißen kann. ... Schon über ein Jahr schreibt er an meiner Anklageschrift — und kann nicht fertig werden.

„Wann werden Sie fertig sein?"

„Ich weiß es nicht. .. Die Angelegenheit verwickelt sich. ... Aber wenn Sie wollen, könnten wir sie sehr beschleunigen und vereinfachen. ..."

Beim Weggehen erklärte er, wenn ich in „unanständigem" Tone Briefe schreiben würde, so werde er sie nicht durchlassen.

„Ich habe Ihnen jenen Brief zurückgegeben. ..."

„Warum?"

„Weil man die Obrigkeit nicht so beleidigen darf."

Eine von mir gebrauchte harmlose landläufige Wendung wurde, wie sich herausstellte, als revolutionär angesehen.

... Heute gab es ein schlechteres Essen. Der tägliche Betrag pro Person ist von 82 auf 23 Kopeken verringert worden. Der alte Intendant, der die Küche verwaltet, ging heute durch die Zellen und kontrollierte die Löffel. Er heißt Siedelnikow. Er trägt eine große Tellermütze mit rotem Rande und ganz dunkle Brillengläser, die er auf die Spitze seiner roten Nase schiebt. ... Der alte Knabe fing mit mir an, über Tolstoi zu sprechen, und dann, als der Schließer, ein Gendarm, die Tür geschlossen hatte und wir für einen Augenblick allein blieben, sagte er blinzelnd ganz leise:

„Wissen Sie, ich erinnere mich vieler von Ihnen ... ... Ich entsinne mich Okrzejas, wie der hier saß ... Gerade an dem Tage, an dem er gehängt werden sollte, gab ich zum Mittag Gänsebraten ... Ich erinnere mich Chejfos und Kasprzaks, ei, freilich ... Auch meine Frau entsinnt sich ihrer ... Meine Frau ist Warschauerin, wissen Sie, und als sie in der Nacht hinausgeführt wurden, da weinte sie und betete für sie ... Wir wohnen hier im Nebengebäude ... Und auch ich, müssen Sie wissen, habe ein Pseudonym ..."

Er sah sich um und flüsterte: „Der graue Tauber."

Da öffnete der Gendarm die Tür — und mein „grauer Tauber" stürzte wie von der Tarantel gestochen hinaus ... Ich blieb allein ...

... Es war heute so langweilig, auf dem Hof spazieren zu gehen, diese dreiunddreißig Schritte hin und zurück 15 Minuten lang. Mehr als je ärgerte mich heute dieser unangenehme Kerl, dieser wolhynische lange Laban, der die Wache hatte. Beim Gehen betrachtete ich das Stückchen blauen Himmels, das uns den hellen, lachenden Frühlingshimmel ersetzt ...

Vom Spaziergang kehrte ich gereizt und geärgert und böse zurück ... Eine Stunde lang laufe ich auf dem ausgetretenen Wege von einer Ecke in die andere, — bis ich müde werde und die Gedanken mit mir zusammen in die Zelle zurückkehren, wie aus dem Käfig herausgelassene Vögel.

... Ich habe andere Löffel bekommen ... Auf dem kleinen Teelöffel las ich die mit einer Nadel eingeritzten Worte: „Heute Nacht werde ich gehängt —J. M." Auf der anderen Seite hatte wieder jemand hinzugefügt: „Ehre seinem Andenken" .... Solcher Inschriften gibt es viele in den Büchern, auf den Tischen und auf den Fensterrahmen ... Viele, viele ...

... Es wird dunkel ... Der Soldat bringt die Lampe und geht schweigend wie immer aus der Tür.

Das Klopfen beginnt ... Ich lege mein Ohr an die Wand: „Genosse C. hat 12 Jahre Zwangsarbeit bekommen" — klopft mein Nachbar zur Rechten, der soeben von der „Post" zurückgekehrt ist, die im Abort auf dem Ofen eingerichtet worden ist.

Der Tag geht zu Ende... Die Gendarmen stimmen punkt 9 Uhr wieder „Gott, sei des Zaren Schutz" an und singen dann ein Kirchenlied — man hört den Infanterie- und Kavallerie-Zapfenstreich. Ich liebe das zu hören. Aus der Ferne tönen die Soldatentrompeten, sie blasen die schlichte Melodie, wiederholen sie und verklingen. ...

... Schon ergeht die Weisung, die Fenster zu schließen. Ich klettere aufs Fenster, schließe meine kleinen Gitterfenster lange, lange — und schaue, wie von der Stadt her ein heller Lichtschein kommt. Zum letzten Mal atme ich mit voller Brust die frische Frühlingsluft ein. Gute Nacht, du lieber Frühling da draußen! ...

„Vom Fenster weg!" schreit der Posten. Gehorsam trete ich zurück und suche, den Frühling, das Gefängnis, mich, den Gendarm, alles zu vergessen, was so sehr reizt und weh tut. ...

... Mancherlei Gedanken gehen mir durch den Kopf. .. Mein Nachbar unter mir ist ebenfalls nervös. Furchtbar klirren die zwölf Pfund schweren Ketten. ... Er geht auf und ab. ... Auf und ab. ... Er ist offenbar ungeduldig, denn die zwölfte Stunde kommt immer näher und näher, und der Frühling preßt seine Brust ans Fenster — und lockt und ruft. ...

Um Mitternacht wird er gehängt. ...

... Ich sehe: in allen Fenstern des Gefängnisses leuchten die Lampen, wie kranke, ermüdete Augen. ...

Am Himmel leuchten die Sterne. ... Ich sehe, wie sie flimmern. ...

Der lachende, verliebte Frühling im Schmuck von Blumenkränzen lockt hinaus auf die Felder und Wiesen, in die Wälder, — in die Freiheit. ...

... Wie ein Mönch, der sich gegen die Versuchungen wehrt; wie ein Mönch, der tote Gebete murmelt, um die tollen, übermütigen Gedanken zu bannen; wie ein Mönch, der kürzlich in ein feuchtes Mauernviereck eingemauert worden ist, an das die Wellen des Lebens heranbranden, die dem gemarterten Hirn unter der schwarzen Kapuze tausend Lockungen bringen — so morde ich in mir die Gedanken an den Frühling.

Noch ist er für mich nicht da.

... Heute Nacht werde ich nicht schlafen. Auch die anderen werden nicht schlafen. ... Was ist das? Lärm auf dem Korridor unten. ... Ein Schlüssel knirscht, ein Riegel klirrt, Sporen. ... Ich lege mein Ohr an die Diele. ... Aha — sie kommen zu meinem Banditen. ... Es wird gesprochen. ... Man führt ihn hinaus. ... Sie gehen nach Zelle 29, der Todeszelle. Lauter klirren die Ketten, und dann wird es im Korridor unten still. ...

Was denkt der dort jetzt, was fühlt er — in dieser letzten Frühlingsnacht, wo seine Stunden schon gezählt sind?

(Aus dem Polnischen von Dr. W. A. Christiani.)

Bunte Chronik

Mosaik.

In China gibt es eine schöne Sitte: Wenn ein Freund mit einem Schiffe abreist, wirft man ihm tausende von Papierschnitzeln in das Meer nach. Jedes Papierchen ist mit einem Gebet beschrieben.

*

Der Vogel Strauß lebt durchschnittlich dreißig Jahre. In der Gefangenschaft liefert er jährlich zwei Kilogramm der gesuchten und kostbaren Federn.

*

Eine Maus ist imstande, innerhalb einer Stunde ein Loch durch ein zolldickes Brett zu beißen.

*

Das größte Schiff der Erde ist der ehemalige deutsche Dampfer „Vaterland". Er gehört jetzt der „United States Lines" und heißt jetzt „Leviathan".

*

Australien ist sechsundzwanzigmal so groß wie England. Trotzdem hat es weniger Einwohner als London.

---

* **Der Traum als Vorsehung.** Aus Ragusa (Dubrovnik) wird berichtet, daß ein dortiger Straßenbahnführer von einem Bahnunglück träumte. — Als er erwachte, begab er sich sogleich an jene Stelle, an welcher er im Traume das Unglück sah, und in der Tat fand er auf den Schienen ein Eisenstück befestigt, das zweifellos ein ungeheures Unglück hätte herbeiführen können. Von diesem Vorfall verständigte der Straßenbahnführer die Polizei, welche die Verfolgung der Verbrecher aufgenommen hat.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Es lebe die Wissenschaft.** Das Mädchen: „Herr Professor, wie kommt es nur, daß man in einer warmen Sommernacht viel mehr Sternschnuppen sehen kann als irgend sonstwann im Jahre?" Professor Aristoteles: „Weil man in solchen Nächten viel häufiger im Freien sitzt."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.